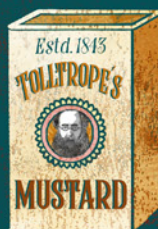


Anthony Trollope
Weihnachten auf Thompson Hall

Insel-Bücherei Nr. 1492







ANTHONY TROLLOPE

Weihnachten auf Thompson Hall

Aus dem Englischen von Andrea Ott

Mit Illustrationen von Irmela Schautz

INSEL VERLAG

Insel-Bücherei Nr. 1492

© Insel Verlag Berlin 2021

Weihnachten auf Thompson Hall



MRS. BROWN OBSIEGT

Jedermann wird sich erinnern, wie kalt es an Weihnachten 187- war. Das genaue Jahr will ich nicht nennen, damit allzu Neugierige nicht die Möglichkeit bekommen, die näheren Umstände dieser Geschichte zu ermitteln und nach Einzelheiten zu forschen, die ich nicht bekannt geben möchte. Dieser Winter war jedenfalls besonders streng, und in Paris war die Kälte der letzten zehn Dezembertage meines Erachtens deutlicher zu spüren als in irgendeinem Teil Englands. Überhaupt darf bezweifelt werden, ob es irgendeine Stadt in irgendeinem Land gibt, in der einem miserables Wetter mehr zusetzt als in der französischen Hauptstadt. Schnee und Hagel scheinen dort kälter zu sein als in London, und die Kaminfeuer wärmen eindeutig weniger. Überdies sind Besucher von Paris der Ansicht, Paris habe fröhlich zu sein, Fröhlichkeit, Schönheit und Lebhaftigkeit seien Ziel und Zweck dieser Stadt, so wie Geld, Handel und Geschäfte Ziel und Zweck von London sind, das in seiner Dürsterkeit und Dunkelheit oft aussieht, als brauche es eine Entschuldigung für seine Hässlichkeit. Doch damals, an Weihnachten 187-, war Paris weder fröhlich noch hübsch noch lebhaft. Man



konnte nicht durch die Straßen gehen, ohne knöcheltief zu versinken, nicht etwa im Schnee, sondern in Schnee, der sich soeben in Matsch verwandelt hatte; und den ganzen 23. Dezember fielen unablässig, bis in den Abend hinein, feuchte, halbgefrorene Scheußlichkeiten vom Himmel, die es Männern und Frauen nahezu unmöglich machten, ihren Tätigkeiten nachzugehen.

An diesem Abend trafen gegen zehn Uhr eine Dame und ein Herr, beide Engländer, im Grand Hotel am Boulevard des Italiens ein. Da ich die Namen des Ehepaars aus bestimmten Gründen verschweigen will, nenne ich sie Mr. und Mrs. Brown. Mir liegt daran, zu betonen, dass der Herr und die Dame gemeinhin glücklich zusammenlebten, mit all den Freuden, die Mann und Frau verbinden sollten. Mrs. Brown stammte aus einer wohlhabenden Familie, und als Mr. Brown sie heira-

tete, wurde er von der Notwendigkeit, sein Brot zu verdienen, ein für alle Mal entbunden. Trotzdem hatte sie sich sofort gefügt, als er den Wunsch äußerte, die Winter jeweils in Südfrankreich zu verbringen, und er wiederum, obwohl von Natur aus eher träge und wenig zu lebhaften Aktivitäten geneigt, ließ sich zu den anderen Jahreszeiten von ihr, deren robusteres Naturell an den Aufregungen des Reisens mehr Freude fand, willig bald hierhin, bald dorthin befördern. Doch diesmal hatte es eine kleine Meinungsverschiedenheit gegeben.

Anfang Dezember hatte Mrs. Brown in Pau die Mitteilung erreicht, dass kommende Weihnachten ein großes Zusammentreffen aller Thompsons auf dem Familiensitz der Thompsons in Stratford-le-Bow stattfinden werde und man sich wünsche, dass auch sie, eine geborene Thompson, mit ihrem Ehemann dazustoße. Bei dieser Gelegenheit wolle ihre einzige Schwester der ganzen Familie einen vortrefflichen jungen Mann vorstellen, mit dem sie sich vor kurzem verlobt habe. Die Thompsons – der wirkliche Name muss hier freilich verschwiegen werden – waren eine vielköpfige, blühende Sippe. Es gab Onkel und Cousins und Brüder, die es alle weit gebracht hatten und wahrscheinlich noch weiter bringen würden. Einer von ihnen war kürzlich für

die Essex Flats wieder ins Parlament eingezogen und war zu der Zeit, von der ich hier schreibe, ein angesehenes Mitglied der stattlichen konservativen Mehrheit. Nicht zuletzt aus Anlass dieses triumphalen Erfolgs sollte nun das große Weihnachtstreffen der Thompsons stattfinden, und der Abgeordnete persönlich hatte verlautbart, dass Mrs. Brown und ihr Gatte, sollten sie der Familie bei dieser freudigen Gelegenheit fernbleiben, als *Familienmuffel* eingestuft werden müssten.

Seit ihrer Heirat, die nun fast acht Jahre zurücklag, hatte Mrs. Brown das Weihnachtsfest nicht mehr in England verbracht. Wie wünschenswert ihr das aber erschien, hatte sie schon oft zur Sprache gebracht. Sie sehnte sich aus ganzem Herzen nach den Festlichkeiten mit Stechpalmen und Mincepies. Seit jeher hatten sich die Thompsons dazu auf Thompson Hall eingefunden, wenngleich diese Zusammenkünfte für die Familie sonst nicht so bedeutsam und wichtig waren wie das nun bevorstehende Treffen. Mehr als einmal hatte Mrs. Brown den Wunsch geäußert, in dem alten Haus zwischen altvertrauten Gesichtern noch einmal das alte Weihnachtsfest zu feiern. Aber ihr Mann hatte stets ein Kränkeln in Hals und Brust als Grund dafür angeführt, dass er lieber in Pau mit seinen Annehmlich-

keiten blieb. Jahr für Jahr hatte sie nachgegeben, und nun war diese unüberhörbare Aufforderung gekommen.

Nicht ohne beträchtliche Mühe hatte sie Mr. Brown nun immerhin schon bis Paris gelockt. Er hatte Pau höchst widerstrebend verlassen und während der Reise zweimal versucht umzukehren, in Bordeaux und in Tours. Von Anfang an hatte er seinen Hals ins Feld geführt, und als er endlich in die Reise einwilligte, machte er zur Bedingung, dass man in diesen beiden Städten sowie in Paris übernachten müsse. Mrs. Brown, die keine Müdigkeit kannte und ohne eine einzige Unterbrechung von Pau nach Stratford hätte reisen können, hatte allem zugestimmt – sofern sie nur am Heiligen Abend auf Thompson Hall sein würden. Als Mr. Brown sich über die beiden ersten Städte, in denen sie übernachteten, vergeblich beklagte, glaubte sie den Schilderungen über seinen gesundheitlichen Zustand nicht so recht. Wir wissen ja, wie leicht die Starken die Schwäche der Schwachen anzweifeln – so wie den Schwachen die Stärke der Starken zuwider ist. Es hatte vielleicht während der Reise ein paar kleine Wortwechsel gegeben, aber bisher waren sie zugunsten der Dame ausgegangen. Sie hatte obsiegt und Mr. Brown immerhin schon bis Paris befördert.

Wäre der Anlass weniger wichtig gewesen, hätte sie ohne Zweifel klein beigegeben. Das Wetter war schon schlecht gewesen, als sie Pau verließen, doch je weiter sie nach Norden kamen, desto schlechter und immer noch schlechter wurde es. Als sie in Tours aufbrachen, hatte Mr. Brown heiser flüsternd verkündet, er sei überzeugt, dass ihn diese Reise umbringen werde. Doch leider hatte Mrs. Brown eine halbe Stunde zuvor mitbekommen, dass er den Kellner wegen ein oder zwei zu viel berechneten Francs mit lauter, klarer Stimme zu-rechtgewiesen hatte. Hätte sie wirklich geglaubt, dass er in Gefahr war oder sogar Schmerzen litt, hätte sie



nachgegeben, aber keine Frau lässt sich in einer solchen Angelegenheit gern durch die Vorspiegelung falscher Tatsachen zum Narren halten. Sie stellte fest, dass er auf der Fahrt nach Paris eine reichhaltige Mahlzeit zu sich nahm und mit großem Behagen ein kleines Glas Cognac trank – was ein Mann, der wirklich an Bronchitis litt, mit Sicherheit nicht getan hätte. So blieb sie bei ihrem Entschluss und brachte ihn am späten Abend nach Paris, inmitten von all dem Matsch und Schnee. Als sie sich dann zum Abendessen setzten, dachte sie, dass er tatsächlich heiser sprach, und ihr liebendes Frauenherz ließ sie Böses ahnen.

Aber eins war ihr auf jeden Fall klar: Wenn er nach London weiterreiste, würde es ihm bestimmt nicht schlechter gehen, als wenn er in Paris bliebe. Wenn ein Mann schon krank sein muss, so ist er besser krank im Schoß der Familie als in einem Hotel. Welche Bequemlichkeiten, welche Linderung konnte ihm diese riesige Kaserne bieten? Und was das grausame Wetter anbelangte, so konnte London nicht schlimmer sein als Paris, außerdem meinte sie gehört zu haben, Seeluft sei gut gegen Halsschmerzen. In dem *viertklassigen* Schlafzimmer, das ihnen zugeteilt worden war, brannte nicht einmal ein anständiges Feuer. Es wäre auf jeden Fall ein Fehler, auf das große Weihnachtstreffen zu verzich-

ten, wo doch keinerlei Vorteil damit verbunden war, wenn man in Paris blieb.

Wenn ihr Gatte wirklich krank wurde, wurde er auch fügsamer und weniger streitsüchtig, das war ihr aufgefallen. Unmittelbar nach dem Gläschen Cognac hatte er erklärt, der T- solle ihn holen, wenn er jemals einen Schritt über Paris hinaustue, und sie fürchtete schon, dass am Ende alle Mühe vergebens gewesen sein könnte. Doch als sie zwischen zehn und elf Uhr zum Abendessen hinuntergingen, war er ziemlich kleinlaut und meinte nur, dass diese Reise bestimmt sein Tod sein werde. Es war halb zwölf, als sie auf ihr Zimmer zurückkehrten, und nun klang aus seinen Worten Vernunft, aber auch echte Sorge. »Wenn ich nicht irgendetwas zur Linderung bekomme, werde ich nicht weiterreisen können«, sagte er. Es war geplant, am nächsten Morgen um halb sechs aufzubrechen, damit sie an Heiligabend um halb acht mit dem Gezeitenzug in Stratford eintrafen. Für Mrs. Brown wären das frühe Aufstehen, die lange Reise, das niederträchtige Wetter und die Aussicht auf den schrecklichen Meeresarm zwischen Boulogne und Folkestone ein Kinderspiel gewesen, wenn nur das Gesicht ihres Mannes nicht ständig von solch einem schmerzgeplagten Ausdruck erfüllt gewesen wäre. »Wenn du nicht etwas findest, was mir Linderung

verschafft, überlebe ich das nicht«, sagte er wieder und überließ sich der fragwürdigen Bequemlichkeit eines Pariser Hotelsessels.

»Aber was soll ich tun, mein Lieber?«, fragte sie fast in Tränen; sie hatte sich über ihn gebeugt und streichelte ihn. Er war ein schlanker, vornehm aussehender Mann mit einem schönen, langen, hellbraunen Bart, ein wenig kahl schon am Scheitel, aber unbedingt vornehm aussehend. Sie liebte ihn von Herzen, und wenn sie sanft gestimmt war, verwöhnte sie ihn gern mit Zärtlichkeiten. »Was soll ich tun, Liebster? Du weißt, ich würde alles tun, was mir möglich ist. Geh ins Bett, mein Schatz, und wärm dich auf, dann bist du morgen früh wieder in Ordnung.« Daraufhin machte er sich fürs Bett bereit, und sie half ihm. Dann wickelte sie ihm ein Flanelltuch um den Hals und deckte ihn fest zu.

»Ich weiß, was du tun könntest«, sagte er sehr heiser. Seine Stimme klang jetzt so schlimm, dass sie ihn kaum hörte. Also trat sie leise ganz nah heran und beugte sich über ihn. Sie würde alles für ihn tun, wenn er nur sagte, was. Dann beschrieb er ihr, woran er dachte. Unten im Salon hatte er auf der Anrichte einen großen Senftopf gesehen. Als er den Raum verließ, war ihm aufgefallen, dass dieser Topf nicht wie das andere Tischzubehör fortgeräumt worden war. Wenn sie dort hin-

fände und es fertigbrächte, sich vermittle eines zusammengefalteten Taschentuchs eine Portion aus diesem Topf anzueignen, mit ihrer Beute zurückzukehren und sie auf seine Kehle zu applizieren, dann würde ihm das vielleicht Linderung verschaffen, so dass er morgen früh um fünf Uhr aufstehen könnte. »Aber ich fürchte, es wird für dich sehr unangenehm sein, um diese nächtliche Stunde ganz allein hinunterzugehen«, krächzte er in mitleiderregendem Flüsterton.



»Natürlich gehe ich«, antwortete sie. »Das macht mir gar nichts aus. Es wird mich schon niemand beißen.« Und sogleich faltete sie ein sauberes Taschentuch zu- recht. »Es dauert nur ein paar Minuten, Liebling, und wenn es irgendwo in diesem Haus auch nur ein Senfkorn gibt, mache ich dir damit in Windeseile einen Brustwickel.« Sie war nicht leicht einzuschüchtern, und der Ausflug hinunter in den Salon war ihr ein Leichtes. Bevor sie ging, deckte sie ihn bis an die Ohren zu, dann brach sie auf.

Den ersten Flur entlangzugehen bis zu einer Treppe, war ziemlich einfach, und es war auch ziemlich einfach, diese Treppe hinunterzusteigen. Dann kamen ein weiterer Flur und eine weitere Treppe, dann ein dritter Flur und eine dritte Treppe, und allmählich hatte sie den Eindruck, dass sie sich verlaufen hatte. Sie befand sich in einem Teil des Hotels, in dem sie noch nie gewesen war, und als sie durch die eine oder andere offenstehende Tür lugte, merkte sie, dass sie zu Privaträumen vorge- drungen war, die sie noch nie gesehen hatte. Daraufhin versuchte sie umzukehren, dieselben Treppen hinauf, dieselben Flure zurück, um noch einmal von vorn zu beginnen. Als sie schließlich dachte, nun habe sie sich endgültig verirrt und sie werde weder den Salon noch ihr Zimmer jemals wiederfinden, lief ihr zum Glück

der Nachtportier über den Weg. Sie trug einen lockeren weißen Schlafrock, ein weißes Netz über dem offenen Haar und weiße Wollpantoffeln. Vielleicht hätte ich ihr Aussehen früher beschreiben sollen. Sie war eine stattliche Frau mit einer imposanten Büste, eine Art Juno, was manchen Leuten ja gut gefällt. Auf Fremde hingegen wirkte sie irgendwie hart – wie mit Tugend gepanzert gegen alle erdenklichen Angriffe und fest entschlossen, den guten Ruf der verheirateten britischen Frau in jeder Hinsicht zu wahren. Auf Thompson Hall wurde das sehr geschätzt, doch bei französischen Männern und Frauen stieß es auf unfreundliche Kritik. In Pau hieß sie *La Fière Anglaise*. Dies war auch ihr und ihrem Mann zu Ohren gekommen. Er war sehr verärgert gewesen, aber sie hatte es gut aufgenommen – und sich bemüht, ihrem Namen gerecht zu werden. Mit ihrem Mann konnte sie gelegentlich sanft umgehen, aber anderen Männern gegenüber hatte eine verheiratete britische Frau ihrer Ansicht nach streng zu sein. In diesem Moment nun hätte sie dringend der Hilfe bedurft, dennoch dachte sie vor allem an ihren guten Ruf, als sie dem Portier begegnete. »Ich habe mich in diesen schrecklichen Fluren verirrt«, sagte sie in ihrem strengsten Ton. Damit antwortete sie auf eine Frage von ihm – eine Frage, die sehr zögerlich beantwortet wurde. Als